

EVIAN 1970 - EINE BILANZ

Von Hans-Otto Wölber

Der nachfolgende Beitrag gibt einen geringfügig gekürzten Rundbrief wieder, den der Hamburgische Bischof D. Wölber an haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate geschrieben hat. D. Wölber nahm als Leitender Bischof der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands und als Delegierter seiner Landeskirche an der Tagung des Lutherischen Weltbundes im Juli 1970 in Evian teil.

Evian scheint mir eher das Ende einer Epoche als einen Neuanfang anzuzeigen. Dies gilt einmal für die Art der Veranstaltung. Die Gründerzeit der Ökumene ist vorbei, damit aber auch die mitreißende visionäre Geistigkeit der »ersten Generation«. Der kirchliche Alltag ist eingezogen und mit ihm der Maklerdienst durch die Apparate. Dann aber ist auch die Welt inzwischen viel konfliktgeladener geworden. Die Mühsal der Verständigung nimmt zu, und zwar vor allem, weil zwei Arten von Polarisationen, die den Fortgang der Ökumene sehr gefährden könnten, im Hintergrund stehen, die Polarisierung: Alte Welt und Dritte Welt - oder auch Ostblock und Westblock - also das politische und soziale Spannungsfeld. Die andere Polarisierung gilt dem Grundauftrag. Es ist die alte, unzureichende Streitfrage nach dem »horizontalen« und »vertikalen« Charakter des christlichen Zeugnisses, die vorläufige Unfähigkeit, hier eine neue Beziehung zu setzen. Es wurde zwar der eine oder andere Versuch gemacht, aber er versickerte.

So geht in dem ökumenischen Laboratorium eine Versuchsreihe zu Ende. Eine neue muß begonnen werden. Daß dies »technisch« nötig ist, daß man nicht wieder diese Art Vollversammlung veranstalten sollte, dies war in Evian einhellige Meinung. Die Antwort aber, wie wir in der anderen Frage weiterkommen, sind die Lutheraner doch wohl schuldig geblieben, oder man muß sagen, es ist an ihnen das fällige Exempel statuiert worden.

Oberflächlich gesehen, hat der Lutherische Weltbund nichts anderes getan, als was alle einerseits aufgeschlossenen, andererseits vorsichtigen Leute vermutlich getan hätten. Man wollte in einem Lande tagen, von dem man schließlich genauer hörte, es gäbe Folterungen politischer Gefangener und auf Grund des gesamten Systems soziale Unterdrückung. Um sich nicht selbst

und den eigenen Leuten dort Schwierigkeiten zu bereiten, zog man sich an die Gestade des Genfer Sees zurück und gab eine Menschenrechtserklärung ab. So hat sich ausgerechnet am Lutherischen Weltbund erfüllt, was als kritischer Slogan in der Ökumene umläuft: Sie suchten die *Una Sancta* und fanden die *Uno*. Viele kritische Beobachter werden das nicht ohne Grund so sagen.

Wenn man dahinterschaut, ist vieles zu sagen. Man muß sprechen von viel Aufrichtigkeit, von der quälenden Ambivalenz politischer Probleme, von einem endlichen fairen Durchstoß zu einer plausiblen Resolution.

Kein Wort wurde so häufig zitiert wie das der Frustration. Was heißt das im Fall Brasilien? Einige meinten, daß der Weltbund gerade dadurch den alten Vorwurf der politischen Abstinenz des Luthertums hätte überwinden können, daß er nach Porto Alegre ginge und sich jeder möglichen Konfrontation aussetze. Was sonst heißt heute schließlich für die Christen ein Tagungsthema wie: *Gesandt in die Welt*? Andere meinten, daß die Freiheit einer Arbeitstagung, sich vielen weiteren Problemen des Weltbundes zuzuwenden, bei einer Monopolisierung der Thematik durch den Druck der Lage nicht mehr gegeben sei. Vor allem stellte sich eine Spannung in der Beurteilung zwischen der regionalen lutherischen Minoritätskirche in Brasilien und anderen Kräften des Weltbundes heraus. Die brasilianischen Lutheraner haben bis zuletzt behauptet, daß die Presseberichterstattung der Lage nicht gerecht wird. Jetzt herrscht in Brasilien große Enttäuschung. Zwei Delegierte erschienen in Evian, um eine Erklärung abzugeben. Sie reisten aber dann wieder ab. Am Ende erklärte die Versammlung, daß dem Lutherischen Weltbund durch die Verlegung der Vollversammlung eine große Möglichkeit entgangen sei. Dies aber wolle man erklären, »ohne ein Urteil zu fällen« über die inzwischen getroffenen Entscheidungen!

In einer Bibelarbeit zitierte Dr. James Burtness den amerikanischen Theologen Reinhold Niebuhr: »Da es in jeder möglichen politischen und ökonomischen Lage eine moralische Doppeldeutigkeit gibt, scheint es, daß es die erste Pflicht des christlichen Glaubens ist, eine gewisse Distanz zwischen den Heiligtümern des Glaubens und den Zweideutigkeiten der Politik zu bewahren. Aus diesem Grunde muß es immer einen letzten Unterschied geben zwischen dem, was das Evangelium in unseren individuellen und spontanen Beziehungen von uns fordert, und was in den Institutionen und den Strukturen der Gesellschaft von uns gefordert wird.« Vielleicht ist hier die Wurzel der Frustration angezeigt. Es ist das unbewältigte Verhältnis von politischer Konkretion und institutionellem kirchlichen Handeln.

Wie das angesichts schrecklicher Verhältnisse in dieser Welt naheliegt und wie es von der jungen Generation, die die Zukunft dieser Welt zu übernehmen hat, verständlicherweise immer wieder drängend gefordert wird, müßte die Kirche als Ganze konkret sprechen und handeln. Aber wie kann sie es,

wenn ihr kirchenintern eine oft so unterschiedliche Beurteilung der Lage begegnet, daß sie selbst dabei zerrissen zu werden droht?

Der Weltbund hat trotz allem in sehr aufrichtiger Weise und nach langem Hin und Her die Tonlage der Konkretion zu finden versucht. In dem wohl wichtigsten Dokument der Vollversammlung, der Resolution über die Menschenrechte, heißt es: »Das Wort ›Brasilien‹ hat sich den Delegierten der Fünften Vollversammlung des LWB unauslöschlich eingeprägt . . . Wir können die Tatsache nicht übersehen, daß es in dem Land, das wir als Versammlungsort vorgesehen hatten, dramatische und offenkundige Verletzungen von Menschenrechten gibt. Doch Brasilien ist nicht das einzige Problem. Unsere Sorge reicht sehr viel weiter - und hat es mit einer nahezu universalen Krise zu tun, die durch eine zunehmende Verletzung von Menschenrechten symbolisiert wird. Brasilien ist nur die Demonstration eines Zustandes, der auch in vielen anderen Ländern herrscht.«

Andere »Konkretionen« hat man hinzugefügt, z. B. mit dem Vorschlag, den brasilianischen Erzbischof Dom Helder Camara für den Friedensnobelpreis vorzusehen. Man hat auch für die Aufnahme aller Staaten in die Uno plädiert.

Man hat aber auch das Dilemma selbst in der genannten Resolution deutlich angesprochen. »Wir sind alle tief berührt von dem Unrecht, das die Menschheit bedroht und bedrängt. Aber wir sind uns nicht einig über den richtigen Kurs, den man bei der Behandlung dieser Probleme einschlagen soll. Wir stehen hier einem Dilemma gegenüber. Entweder müssen relevante Erklärungen in so allgemeinen Begriffen ausgedrückt werden, daß sie nur als fromme Übungen in Rhetorik betrachtet werden könnten, oder es müssen sehr viele Probleme und besondere Beispiele der Verletzung der Menschenwürde behandelt werden, je einzeln auf der Grundlage sorgfältig dokumentierter Erforschung, wofür wir selten die Zeit oder die technischen Hilfsmittel haben. Eine Sache ist klar. Keiner von uns hat das Recht, sich von seinem Bruder entfremden zu lassen, indem er die Schuld allein ihm zuschiebt. Die Hände der Unterdrückung erhalten in jedem Land ihre Unterstützung von vielen Quellen, so daß die Schuld eigentlich von uns allen geteilt werden muß.«

Diese Sätze sagen doch mit anderen Worten: Die Kirche als solche spürt ihre Grenzen, wenn sie vollverantwortlich, vollinformiert und wirklich gerecht, wie es ihre Aufgabe wäre, politisch urteilen will. Ist ein solches ehrliches Wort nicht konkret?! Und weiterhin: Man sollte in dem Meinungsstreit, der in der Kirche stattfindet, einander nicht die Schuld in die Schuhe schieben. Wir sind alle schuldig. Wie schließlich die Dinge auch immer liegen, und sie liegen in der Welt sehr weitläufig und kompliziert, die Christen sollen sich nicht wegen ihrer unterschiedlichen Urteile einander entfremden!

Vielleicht empfinde ich den Andersdenkenden wirklich als ein Kreuz. Aber die Kirche ist etwas Umgreifendes als Raum der Versöhnung, und in ihr wird das Kreuz getragen. In einem solchen Wort spürt man etwas von der Differenz zwischen Kirche und Welt, von der heute sehr wenig gesprochen wird, die wir aber einfach bei solchen frustrierten Begegnungen wie in Evian erfahren haben.

Weiterhin hat die Vollversammlung in dem genannten Dokument über die Menschenrechte für sich noch weitere Schlußfolgerungen gezogen: »Die Fünfte Vollversammlung des LWB verpflichtet sich dazu, daß die Delegierten dieser Vollversammlung, da der unumgängliche Preis persönlicher Jüngerschaft bei all solchen Bemühungen hoch ist und im Bewußtsein der großen Disparität der Sensibilitäten gegenüber solchen Angelegenheiten und Weltversammlungen und den Gegebenheiten auf Gemeindeebene, ihr Äußerstes geben werden, in ihren entsprechenden Gliedkirchen ein Gespür für die verzweifelte Dringlichkeit für korrigierendes Handeln auf den Gebieten der sozialen Gerechtigkeit, der Menschenrechte und des Weltfriedens hervorzurufen . . . Die Kirchen sollen aufgefordert werden, für Wege, Mittel und Impulse zu sorgen, daß ihre Mitglieder die allgemeine Erklärung der Menschenrechte studieren und die Anwendung dieser Erklärung auf die Zustände innerhalb der Nationen dieser Mitgliedskirchen untersuchen.«

Dies heißt doch: Die universale Gemeinschaft muß die Verantwortung in erster Linie denjenigen zuschieben, die an Ort und Stelle sich in der konkreten Auseinandersetzung befinden. Die universale Gemeinschaft kann nur durch ihre Motivationen die Gewissen schärfen. Wenn das so ist, dann kann sie selbst allgemeingültiger urteilen und unter sich den Widerstreit leichter überwinden. Unsere Kirchen werden ganz zweifellos mit Ernst auf die Mahnung hören müssen. Es ist, soweit ich sehe, bisher nirgends so energisch die Anwaltschaft der Kirchen für die Menschenwürde angesprochen worden wie hier in Evian. Möglicherweise aber werden die regionalen Kirchen und selbst die Gemeinden zumeist auch für sich auf das Problem des ganzen Weltbundes stoßen und es als Trugschluß entlarven müssen, daß eine regionale Gemeinschaft eindeutiger handeln und sprechen kann. Bleibt es nicht doch bei dem »unumgänglichen Preis persönlicher Jüngerschaft«, das heißt, bei der Verantwortung der einzelnen Christen, die zugleich befähigt werden, in ihrer Glaubensgemeinschaft trotz vieler Widersprüche miteinander zu leben?

In dem Augenblick, in dem der Lutherische Weltbund nach langer Diskussion ein entsprechendes Wort über die konkrete Weltverantwortung aussprach, hat er auf der einen Seite den Abschied der Lutheraner von einem »gebrochenen Verhältnis zur Politik«, wie viele meinen, endgültig erklärt. Auf der anderen Seite hat er sich damit ein neues Thema gestellt. Das Thema

»Gesandt in die Welt« wurde unterlaufen von der unbewältigten theologischen und ekklesiologischen Frage nach dem Besonderen der Kirche in der Welt, in der »keiner das Recht hat, sich von seinem Bruder zu entfremden«, und der die politische Verantwortung der »Kategorie des Einzelnen« in einer spezifischen Weise aufgetragen ist.

Dies waren die Wurzeln der viel zitierten Frustration. Es gab auch zuweilen ein peinliches Reagieren hin und her, wenn etwa von Ostblockteilnehmern bestimmte Forderungen gestellt wurden und vom Westen her entsprechend reagiert wurde. Die begleitende kritische Jugendzeitschrift »L'Autre« nahm das aus einem Diskussionsbeitrag so auf: »Haust du meine Neger, haue ich deine Kommunisten.«

Alles in allem habe ich den Eindruck, daß das Weltluthertum auf andere und neue Weise artikulieren muß, was mit der alten und auch mißverständlichen sogenannten Zwei-Reiche-Lehre gemeint war, daß nämlich gerade das »Gesandtsein in die Welt« eine Differenz zwischen Kirche und Welt beinhaltet. Professor Tödt, Heidelberg, sprach in seinem wichtigen, aber kaum diskutierten Grundsatzvortrag über »Schöpferische Nachfolge in der Krise der gegenwärtigen Welt« von dem »produktiven Sinn der Zwei-Reiche-Lehre« und machte auf die Spannung aufmerksam, daß Luther die Welt nicht für eine Eigengesetzlichkeit freigeben wollte und auch tatsächlich niemals freigegeben habe, daß er sich aber auch gegen »die religiöse Legitimierung des weltlich-politischen Amtes« und gegen Klerikalismus gewandt habe. Die erste und grundlegende Aussage des Evangeliums sei nicht die erdrückende Forderung, die Welt mit der besseren Gerechtigkeit zu schaffen, vielmehr ginge es um die Ermutigung, wider allen Augenschein zu glauben, daß Gott, der seine Kreatur wiederhaben wolle, in Christus einen neuen Anfang gemacht habe, was jenseits der negativen Suggestion, die der fatale Zirkel des Verderbens ausübe, Freiheit und Leben bedeute. Ich selbst habe auf andere Weise mit einer eingebrachten Resolution die Gedankengänge der Versammlung in ähnlicher Richtung zu stimulieren versucht. Diese Resolution wurde zwar angenommen, aber kaum richtig diskutiert. Ich meine schon, daß der Lutherische Weltbund die gerade von ihm zu erwartende theologische Antwort schuldig geblieben ist, die man wagen muß, selbst wenn sie rational nicht greifbar ist, sondern auf ein Mysterium hinausläuft. Im Gebet, in empfangener Absolution, in der elementaren Hoffnung ist die Kirche beständig »jenseits« menschlicher Schranken.

Natürlich ist allein die Tatsache einer solchen weltweiten, aufrichtigen und unser gemeinsames Dilemma nicht verdeckenden Kommunikation in unseren Tagen von großer Bedeutung. Ich möchte dies noch nach einer bestimmten Seite hin anzeigen. Es gab eine sehr aufgeschlossene lutherisch-katholische Begegnung in der Erkenntnis der Tatsache, daß beide Seiten durch Fehl-

urteile bestimmt seien und daß eine neue Phase gerechter Beurteilung begonnen habe. Auch wurden für das lutherisch-reformierte Gespräch ermutigende Impulse gegeben. Hier leuchtete einfach auf, daß die Christenheit in der Welt nicht mehr die alte ist. Wir entdeckten, daß es zum Wesen der Kirche gehört, auf dem Wege zu sein, und daß statische Urteile lange nicht mehr genügen. Die Christenheit hat das Gesicht einander zugewandt, keiner ist mehr rechthaberisch stolz auf die errichteten Zäune. Das ist eine fruchtbare Situation. Wer aber wollte sich wundern, daß es auch hier viele Schwierigkeiten gibt? Doch kann man im Geiste Jesu Christi hier ebenfalls zitieren: »Keiner von uns hat das Recht, sich von seinem Bruder entfremden zu lassen, indem er die Schuld ihm allein zuschiebt.«

Wenn man eine solche Weltbundtagung erlebt, fragt man sich: Was wird die Zukunft bringen? Viele wirken in dem ökumenischen Laboratorium an Versuchsreihen, die so etwas wie eine Weltunion der Christenheit erstreben. Sie trachten dabei naturgemäß nach allem, was gemeinsam getan werden kann. Dies ist verständlich. Es bedeutet aber auch eine Engführung in der Thematik. Nicht nur wegen der brennenden und bedrückenden Weltprobleme, sondern wegen der hier eigentlich selbstverständlich vermuteten Gemeinschaft steht die Aufgabe der humanen Verantwortung so sehr im Vordergrund. Geht man diesen Weg, so werden wir auf Einheit hingesteuert als eine Militia für Gerechtigkeit und Weltfrieden. Erlebt man dann aber eine solche Tagung mit ihrem Ringen, so begreift man auch, daß wegen der politischen Implikationen der Weg zur Einheit auf diese Weise illusionär sein könnte. Muß deshalb nicht die Einheit mit einer anderen Versuchsreihe erstrebt werden, die den Dialog mehr in der geistlichen Dimension, mehr im Gebet und mehr im theologischen Charisma sucht? Dann werden wir vielleicht entdecken, was die Christenheit in ihrer geschichtlichen Verzweigkeit einander wirklich zu sagen hat. Wir werden das, was wir einander zu sagen haben, zunächst immer besser zu erkennen trachten, und dann kann es sein, daß die Ökumene kein Instrument für eine abschließende christliche Weltunion ist, sondern eine eigengeartete kirchliche Wirklichkeit, eine besondere Dimension des Christseins, ein Charisma in der Welt von heute, ein Ausdruck der wandernden Kirche, die ihre universale Bezogenheit entdeckt hat. Die Kirchen müßten sich dann zunächst einmal selbst in Erneuerung und Vertiefung finden in voller Aufgeschlossenheit füreinander. Und so ist es wohl auch gekommen, daß der Lutherische Weltbund trotz des von ihm selbst zitierten Dilemmas und Defizits als ein Teil der ökumenischen Weltfamilie weiter arbeiten will, und zwar unter der Voraussetzung einer grundlegenden Revision seiner Arbeitsformen und auf dem Hintergrund der nun spürbar gewordenen Selbstkritik. Es ginge um Zukunft durch eine Umkehr.